



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

Der Herbst

Von Gustav Kunick

Unser lieber Herrgott hat vier große Künster an der Hand, die hier unten auf der Erde ihr Talent beweisen sollen. Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Und jedes Jahr gibt er ihnen eine große Menge Farbenstiften mit auf den Weg. „Seit' end' aber die Farbe gut ein, sie muß auf ein ganzes Jahr reichen!“

Zunächst der Frühling. Er hat leichte Arbeiten, denn erstens lädt sich die Schneefarbe des letzten Künstlers vom vorjährigen Jahre mit Leichtigkeit abwischen, und zweitens steht ihm ja die ganze Serie frischfarbiger Räuberfeste zur Verfügung. „Hei, wie's loslägt! Tüpfier an Tüpfier! Lachen, jubeln, jauschen muß! Gauklerisch mit Blütenfarbe geht er geradezu verschwenderisch um.“

Doch mitten in seiner eifigen Arbeit greift ihm Kollege Sommer über die Schulter, bestmöglichlich daß schier unbemerkt des Pinsels und malt weiter. Doch schon nach einigen Wochen merkt man es, daß der einen ganz anderen Geschmack hat und all das frühlingsfrische Grünen und Blühen mehr und mehr verblasst. Gauklerischer, reifer, segensgoldiger malt er alles.

Und nun kommt Freunde Herbst und will zeigen, daß auch er etwas kann. Selbstbewußt und unternehmungslustig schreibt er den Sommer beiseite. Doch kaum hat er mal in all die Farbenmärsche hineingepaßt, da fragt er sich noch bedeutend hinter den Ohren: Ach, sie sind fast alle leer. Und ausgerückt gerade die schönen Farben sind ausgenutzt. Nur die gretl, anstrenglich, forellenartigen Tönungen, die den Herren so prächtig nicht gefallen haben, sind noch in Hülle und Fülle da. Was aber damit anfangen? Es könnte ja schäflich blamieren. Und die Blüthe voll Schneefarbe ist mit dem Vermerk: „Nur für den Winter bestimmt“ verkleist, darf also nur von diesem geöffnet werden. Oh, hier ist guter Rat teuer.

Na, hier kann nun aber alles Gesinn'e nichts helfen, hier heißt es eben doch irgendwie anfangen.

Und plötzlich regt sich sein Künstlerblut. Aus vollen, ausmohrreichen Farbenköpfchen nehmen ih Kinderpiel. Aber aus Überbeließen noch etwas machen, daß ist Kunst. Also frisch ans Werk! Zeigen will er es, daß er gerade mit solch wenigen, von den andern verworfenen Mitteln ein Bild aufzustande bringt, daß die andern an Originalität und überhaupt in jeder Hinsicht weit übertrumpft.

So legt er denn auch los. Mit den allergrößten Farben, mit denen seine Vorgänger nichts anzufangen wußten, die sie sich nicht zu nehmen gewagt hatten, gerade mit denen arbeitet er früh und dreist. Wird das ein Glütern, Prangen und Lenghen! Er versteht aber nicht

nur großhartig zu malen, er hat auch den Kniff weg, sei. Gemäde so zu präsentieren, daß die Menschenkinder auch wirklich Interesse daran haben. Er packt es nämlich mit jedem Abend immer zierlicher ein und mit jedem Morgen immer später aus. Und wie zierlich und behutsam er das macht! Erst in den feinen, seidenen Nebelschleier und dann erst in das große schwarze Tuch. Bis in den halben Vormittag hinunter läßt er's off: den Knauf darüber. Denn das ist ja eben der Knaufseft: was man nur auf einige Stunden zu sehen bekommt, über das freut man sich doppelt. Wenn es zualud ein feines Brahmemaß ist. Sicht nur, sieht nur diese goldige Farbenpracht!

Nur einen Fehler macht Bruder Herbst. In all seinem Eifer trägt er nämlich die Farbe viel, viel an, bis auf, so daß sie nach und nach ganz und gar abblättert. Auch durch das alltägliche „Lengen“ und „Zerteilen“ wird das Bild angestutzt immer unheimlicher und gleich einer grauen abgeschabten Wand.

Nun ist seine Kunst an Ende. Die Kästchen sind leer. Nur in dem einen findet er noch ein Tränlein frischfarbener Saatenfarbe. Boller Freunde pinselt er hier und da auf den Feldern. Aber gar bald ist auch die verbraucht. Vergebens bitten ihn die Menschen um Blumen auf die Gräber. Er hat nichts mehr, sie müssen sich mit Papierblumen behelfen.

Als er dann am Totensonntag all die

Friedhöfe in voller Pracht sieht, die aber nicht aus seinem Pinsel stammt, hängt er traurig den Kopf. Was soll er denn eigentlich noch? Seine beiden Vorgänger sind mittlern in ihre eifigen Schaffen nur ungern abgetreten, außer nun hier mühsig stehen und die Abloben herbeileihen? Schrecklich!

Wie? Hat er nicht ein schönes, ein genügend erstaunend erstaunliches Bild gemalt? Da Bild vom Sterben und Vergessen? Ohne daß er es eigentlich wollte? Hat er nicht auch seinen Zweck erfüllt?

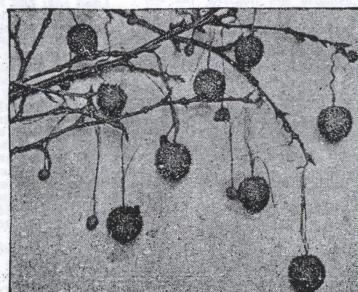
Und wirklich, mit Zufriedenheit betrachtet er sein Bild. Tadellos! Grau in Grau, tafelähnlich bunt. Grobartig! Wunderbar! Seine noch etwas schärfer könnte das Motiv „Sterben“ ausgedacht werden. Aber mit was? Die Farbe ist doch auf den ältesten Teilen fast aufgebraucht.

„Du nimmt' er Wind und Regen und zerstößt' dich jetzt, zerstößt' mit unbarmherziger Furcht die ganze Landschaft isolang, bis endlich all... erscharrt ist.“

„Herbst! Sterben“ unterzeichnet er mit den großen verdonnerten Augen eines Künstlers, der noch voll und ganz in seinem eben erst vollendeten Werk steht und denkt und lebt.

Doch mitten in seinem Sinnen und zufriedenen Betrachten klopft ihm Kollege Winter leise auf die Schulter.

Die Samentugeln der Platane



(Brand, K.)

Nur noch kurze Zeit werden die Bäume und Sträucher den bunten Blätterkleidem tragen, dann stehen sie kahl und unattraktiv da. Aber es ist ja auch die Platane, wenn wir ihr fallen gebladet im Herbst, die großen Samenkugeln auf, die an langen Stöcken hängen und so Jedermanns Aufmerksamkeit erregen. Was ist die Platane eigentlich für ein Baum? Sie hat bei uns das Heimatrecht erst erworben; ihre Heimat ist Nordamerika, von wo sie bei uns eingeführt wurde. Es gibt noch eine im megranändische Platane, im Alsterlande, aber sie ist sehr selten. Unter ihren Ästen haben sogar die griechischen Weilen gelebt. Bei uns hat der Baum gut einzuführen, einmal als der Baum gut einzuführen, einmal als der Schnitt verträgt. Man erkennt die Platane sehr leicht an der blauhäutigen Rinde, die sich in Stücken vom Stamm abschält.

Kirmes

Zwischen Michaeli und Martini wird Kirmes gefeiert. Es ist vielerorts das beliebteste Fest des ganzen Jahres. Wie der Name sagt, diente das Fest ursprünglich der Erinnerung an die Einweihung einer Kirche und fand dementsprechend in den verschiedenen Jahrhunderten statt. In Deutschland wurde seit dem 9. Jahrhundert der Tag der Kirchweihe — auch Kirchmesse, Kirmes oder Kirmes genannt — als Kirchmesse an einem Sonntag feierlich begangen. Schon früh schlossen sich an diese Feste allerlei weltliche Aufzüge an, aber auch Währungen. Haubtinsel dagegen mit ihren verschiedenen Gemeinden alle Kirchweihfeste an einem und denselben Tage im Herbst nach bedeutender Ernte gefeiert werden.

Die Kirmes dauert vielfach zwei oder auch drei Tage, schon deshalb weil damit ein Jahrmarkt verbunden zu sein pflegt. Im Dorf werden schon tagelang die Vorbereitungen getroffen. Der Kirmesmarkt der Frauen und Mädchen ist instand gesetzt, das Haus gereinigt und wohl auch frisch gestrichen. Es wird viel geschäfthet und geschäftig gekocht, Blumengewinde und Blüten, in katholischen Dörfern auch heilige Blätter schmücken die Dorfkirche. Durch eine schwere Eingangsseite sollen die Kirmesgäste einziehen. Am Sonntagnachmittag geht alles zum Gottesdienst in die rückwärtig geblümte Kirche; in katholischen

Herbstgefang

Naß der Herbst mit Farben wrahnen —
Wald schön ist für einges Gräu.
Reuel schlüft die letzter Strahlen,
Und der Aug die winterlichen
Wolken löst das lechte Blau.

Gern den lühslen, herbstlich-herben
Rust noch einen leichten Tag!
Will er doch deßt' Blut umwerben,
Doch es ist in all dem Stecken
Start bleibt mit lebendigem Schlag.

Nach hei' Herz nicht irrsieren
zu Erfahrung und Beicht.
Handlung wohlt aus dem Dunkelkeiten,
Wald schon glänzt in hohen Weiten
Groß das weihnachtliche Licht.

Karl Lerbs.

Gegenden folgt der kirchlichen Feier eine Prozession durch das Dorf. Dann geht jede Familie mit ihrer zum Fest angemommenen Verwandtschaft und Freundschaft zum Feuerkranz. Nachmittags zieht es auf und nach dem Dorfanger. Hier beginnt der Tanz, der abends im Saal fortgesetzt wird. Eine strenge Sittschreibt vor, daß das Fest um 23 Uhr enden gelöscht wird, und zwar mit einem Ständchen, das dem Dorfstaufen, dem Gottesdienst und dem Lebtag gebraucht wird. An folgenden (blauen) Montag wird die Feier mit verkratztem Kreuz und Kreuzigungsfortgesetzte und am dritten Tage findet hier und da noch ein sogenanntes Hammelkreuz statt. Der fröhliche Hammel des Dorfes wird von dem zustrebenden „Blauhirschen“ gefaßt, mit Blumen geschmückt und geschlachtet; gegen Abend wird er gebraten und verspeist. Das Fell bildet den Kreis bei einem Wettkreisen oder Wettslaufen. Zu den freudlichen Bräuchen der Kirmes gehört der traditionelle Anteil, den das Festliche an der Feierfreude im Bauernhause hat. Es leistet die gemeinsame Arbeit auf dem Hofe und im Felde und empfängt als Gegenleistung den Lohn. Am Tage der Kirmes ist es ein Extralohn. Es ist der „Herbeiauer“, den die Dienstboten vielerorts erhalten; in süddutschen Gegenden bringen ihnen auch neue Kleidungstücke bereitet.

Unser täglich Brot

Das Brot ist unser Hauptnahrungsmittel geworden, und so ist es fast bei allen Völkern. Nach dem Glauben der heidnischen Völker war es ein Geschenk der Götter, der Stifter der christlichen Lehre hat es geheilig durch die vierte Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute“. So ist es auch erklärlich, daß ihm durch Sitte und Brauch durch Erfahrung und Gewohnheit Christus und Achtung beigelegt wird. Sage und Dichtung, Sprichwort und Redensart haben ihm einen Ehrenplatz eingeräumt.

Der Volksum und redet vom Brot als vom Lebensunterhalt, spricht: Speise, tägliche Arbeit, Kost und Wohnung, was in vielen Redensarten recht anschaulich zum Ausdruck kommt: Wer Brot is eh, dem Brot will singen, kein gutes Brot will ein gutes Brotschiff, er verdient nicht das Salz seines Brots; er kann mehr als Brot essen. Aus dem alten Volksbrauch hat sich mander Rett bis in unsere Tage hineubergetzt. Besiegt man das neugebauete Haus oder eine neue Wohnung, so trägt man zweit Brot und Salz hinein, so trägt man Mangel sein. Beritt das junge Gespann die eigene Wohnung, so wird ihm Brot gereicht, und es wird an Gottes Segen nicht fehlen.

Auch in der Behandlung des Brotes kommt die tiefe Christum zum Ausdruck. Wird das Brot frisch angelassen, so wird ein Kreuz auf die Rückseite gemacht. Es darf nie mit der runden Seite auf dem Tisch liegen; es darf auch nicht in die Stube lehen, d. h. mit den angelassneten Füßen über die Tischplatte ragen. Man darf auch nicht mit dem Messer in den Teller greifen, sonst ist man mit dem Geist des Herrn. Was das kleinste Stück Brot nicht ehrt, der ist auch den Laib nicht wert. Es ist eine schwer Sünde, das Brot mit Zücken zu treten.

Doch auch der Überlaufe eine wichtige Rolle dabei spielt, darf uns nicht widerstehen: Hat ein Brot Risse, so ist es ein Jambröt. In der Nacht wird es mit einem Tuch zudeckt, denn es muß auch schlafen. Wer das Brot krumm schneidet, hat an dem Tage schon gelogen. Wer das Brot nicht eben schneidet, kann auch nicht eben tanzen. Schneide das Brot gleich, so wird dir reich, schneide du es aber quer, so geht alles quer. Wer hölmiges Brot ist, wird auf stark und weiche Blätter legen. Wenn das Brot in den Baden gehabt worden ist, wenn das Brot in dem Schüssel drei Kreuze über der Öffnung gefräst und dazu geprahpt:

Das Brot is in'n Dom,
um' Herrgott's brennen un von
alle, die von dem, loben,
foll und Herrgott nich vergäten.

Doch wie vom Brot, der Gabt Gottes, den rechten Gebrauch machen, dasz
mahn' und die heilige Schrift, und das
tägliche Leben mehr als einbringlich.

Eltern sollen in falscher Liebe zu den Kindern nicht alle Gaben und der Hahn geben, sondern nur Herrgott ernst am ersten folgenden Samstag an den Menschen. Von unteren märkischen Städte zu lesen ist: „Wer seinen Kindern gibt das Brot zu leben ist, wer seinen Kindern gibt das Brot zu leben ist, wer seinen Kindern gibt das Brot zu leben ist, wer seinen Kindern gibt das Brot zu leben ist.“ Ein holbes Brot ist besser als gar keins, also genüglich sein; denn Salz und Brot macht Bangen rot. Brich dem Hungriegen dein Brot, sei also barmherzig gegen deine Brotgeschwister, sonst trifft dich der Brot Gottes, wie es uns folgende Sage im Gewissen hämmert will: Es war knappe Zeit, und viele arme Menschen littten Hunger. Zu dem Burggräflein von Lichtenstein auf Nedarshausen kam ein Bettler und bat um ein Stück Brot. Das Gräflein war sonst militärisch. Diesmal aber wie sie den Bettler ab, denn sie hatte auch nur noch ein einziges Brot. Als sie aber nach kurzer Zeit von dem Brot ihren Hunger stillen wollte, war es zu Stein ge-

worden. Geschämt erkannte das Gräflein den Sinn Gottes, und zur Bewarnung für kommende Geschlechter ließ das steinerne Brot sichtbar in die Wand einer Kapelle einmauern.

Bann und wo das erste Brot gebaut wurde, lädt sich heute nicht mehr feststellen. Die Möglichkeit bestand erst, als sich die Menschen selbst machen, den Adler bestellten und das Getreide ernteten. Im Orient war es schon sehr bekannt. Aus den alten Geschichte wissen wir, daß den siegreichen Krieger bei ihrer Heimkehr Brot und Wein gereicht wurde. Die Griechen brachten es an einer großen Feierlichkeiten im Brotsachen, und die Bürger Athens kannten in hohem Maße. Bacchus, der Gott des Weines, soll die Menschen das Brotsachen gelebt haben. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir behaupten, daß sie die Kunst aus ihrer nordischen Heimat nach dem Süden mitnahmen. Bei den Römern hieß das Brot panis, nach dem Gott pan, der bei den Römern als der Erbfeind des Badens galt. Sie unterschieden schon weißes und schwarzes Brot, das in Osten und in besondren Pflannen gebaut wurde. Um 200 v. Chr. kannte man bereits Brotbacken. Das Getreide wurde von den Slaven in Mörsern und Handmühlen zerstampft.

Wie die neuen Bodenforschungen ergeben haben, mußte Oberbaum und damit der Getreidebrot — Mehl, Gerste, Hirse — schon in der jüngeren Steinzeit, also über 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung bekannt. Die Moarsteine über Kornmarken, wie wir sie in unseren Museen aufbewahren, und in denen das Getreide mit einem Kieselstein zermahlen wurde, sind ein unumstrittlicher Beweis dafür, daß der Adorber der Steinzeit. Diese kleinen Art der Kornmühlen sind bei vielen Völkerstämmen noch heute im Gebrauch. Der Steinmühle ist bei Trebus in der Nähe von Steinfeldenwald, hat man viele Weizenzähne gefunden. Damit ist auch wieder eine alte Geschichte widerlegt, wenn behauptet wurde, die alten Germanen hätten den Getreidebau von den Römern gelernt. Wenn unsere Vorläufer kannten bereits den Getreidebau, dann wurden ganz verschieden. In Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen und Russland wird hauptsächlich Roggenbrot, in Frankreich und den südlichen Ländern meiste Weizenbrot gegeben. In Westfalen baut man den berühmten Bumperntidel, der besonders gesund und kräftig ist, weil die Kiele und der Kiefer, die Hauptmerkmale darin enthalten sind. Der Bumperntidel war schon um das Jahr 1500 bekannt. Die Sage berichtet, daß der Magistrat der Stadt Osnabrück in einer Hungersnot auf Gemeindeleinen für die Armen ein besonderes Brot backen und vertheilen ließ, das den Namen Bumperntidel trug. Daraus wurde später das Bumperntidel. Daraus entstand auch heute noch der Bumperntidestadt in der Stadtmauer Osnabrück. Von einem anderen Lestart soll ein Bäcker Nicolaus Bumper, das Brot verbessert und seinen Namen gegeben haben.

Als wichtigstes Nahrungsmittel ist das Brot vom Gesetz immer besonders geschützt worden. Die Polizeiabschriften für die Bünde lassen erkennen, wie die Bäder es verfügten, die Kaufleute zu überbordieren. So war es streng verboten, schlimmes und verborbenes Getreide zu kaufen oder das Brot auf unterschiedliche Weise aufzuschwellen oder gar zu kleines Brot zu backen.

Das Erntedankfest liegt hinter uns; es war ein herliches Zeugnis von den geöffneten Weltverbünden und den geöffneten Willen, dem großen Winterwillen, des Führers, um die Bäder verschaffen, damit auch in diesem Winter kein Brot genüge hungern und frieren muß. Möge jedes Jahr sein tägliches Brot beschieden sein.

De Harle

Bon Kurt Hinze

Och...! Diedens Vielet' habben Zill
Theidens liefeles' lefzen? Daa lepft se
Kitt je zu on? Zeet du no Theidens liefe,
olle' Bader Thieden hene liefe? Durjen
Döft heit' de harlebeeng mit meins Noage
oferozzo, durjen Hoffen' no fatt' nein
Wachsförte. Kapoduel manc de Westen,
dar Wühnachten bi' Händertreppen bi' Rütt-
schlags kunn se no so jöchen vartellen.

Un hietet? En halmet' Docht' is fe inne
Stadt' jemel' als Dienstmannen. Ni klicke, Ja
an! Ge' no uppißlosne trocken' Stimmne
heigt se hähnder' Stimmne, mit quack' wie
wie föjet' se kehren' Kopp' hollen und wie
feint se ächre Beene fetten. Ladofus' hätt
am dient' zu Lachos', hie bi uns mang
den Bodder un Wehl'. Wat soll id doantu
seggen!

So leep liefe derdt' Derv. De kleenen
Hieserken, de unger' ähre Strohdack immer
zu usischen, as wenn es inloshopen müsten,
habben den Den wiet uferdäten. Watt iffen
dätt von eene, dätt is da Theidens' liefe, ne!

"Doch...! hähner' Kopp' hätt se sich auf-
schnädnen!", truerter de Wieden, den anmen
Derpeel däten, un leeten ächre langen
Hoare int Woaten bammeln.

"Hibbihi... wie se leppt!" lachten die Hähnder.
"Hibbihi, Mädd'en!" trahschten die Jänse.

"Au, au, au, scheene Frau..." blaffte
Karo und klapperte mette Ketze.

Liefe abo stand no immer uppen sellsen
Bled mang den Mes, grönji no immer, dünn-
metterte no immer im breeden Buermplat
denn den boßligg' großlenkend, dä äahr
vorn Kopp' jeflach' gauz. De feine Sproade
de siinne Stad' roß' schnappi har, har je
lang varldaten. Schabente in Speegel ut de
Tasche rut. Liefe! Liefe! Blöß ut? Ne

"Liefe heite jo dark' sopp'." Summer greeter wut de Biele.

"Ääää... äää... äää!" mederte
daa watt hinger de Staldeere un sach grinn
tardär. Et waro da Bildenbus. "Äää...
äää!" mederte hä, "äää... äää, nu hestie
ook en Horn!"

"Nümarlich
Wat se hie so leger
As Bader nich tu Hus,
Den späaalm wi katt un Mus.
*
Nord un Süd — de Welt is wiet.
Ost un West — tu Hus dat best.
*
Due, watt de wist:
De Kiede rüaden doch.

Siene seine liefe abo heel den Kopp no
heescher, tripelte uppe Härde tu un wull
jervode den Städtl met swige Finger an-
foaten. Well se ächre Kopp abo abo an-
har, wut se neuwahr, det de Harte var-
fehter rim uppen Klüge lagh in de Täähne
no oben heel. Un se dalische midden rupp,
Bumms! Liefe schre up! Diese greedliche
lou un heel mit beide Hände dahren Kopp,
"Zeb du Dündawader däetige Harte, ieh
du Weidling, ieh du vaudster Deiwels-
hartensdahl...!" grante e. Met ess har
die richtig' Sproade nedderlungen, met
ess kann id wedder so ränden, wie mi hie
Bader jellset hat.

Da Städtl von de Harle, ne von de
Härde, war dahe nütig, as se uppe
Täähne trampelle, barn Däin' hällelt det
man to kumente. Ostent' heden' bei der
Lage, wenn sie fäh' uppe Täähne pedden,
Gung gleich, ob eender Laufhüne har-
tiffel anhant.

Dos stand nu liefe un weisserte un
wifste met dahren Moßlappen. Den Kopp
heigt se langt' nicht mehr so hoch, de Huare
wiederet' ächre dorchänder feroden, de Huise
wicht' ändr' großgeahn, un mette Ladofus'
fund se midder mang en Klump' Leubbenmeij.

"Uii... liefe, iii... leich, liefe!"
autschende var de Schiene hingern
köven.

"Hibbihi... liefe!" lachten die Hähnder.

"Hibbihi, Mädd'en!" trahschten die Jänse.

"Au, au, au, scheene Frau..." blaffte
Karo und klapperte mette Ketze.

Liefe abo stand no immer uppen sellsen
Bled mang den Mes, grönji no immer, dünn-
metterte no immer im breeden Buermplat
denn den boßligg' großlenkend, dä äahr
vorn Kopp' jeflach' gauz. De feine Sproade
de siinne Stad' roß' schnappi har, har je
lang varldaten. Schabente in Speegel ut de
Tasche rut. Liefe! Liefe! Blöß ut? Ne

"Liefe heite jo dark' sopp'." Summer greeter wut de Biele.

"Ääää... äää... äää!" mederte
daa watt hinger de Staldeere un sach grinn
tardär. Et waro da Bildenbus. "Äää...
äää!" mederte hä, "äää... äää, nu hestie
ook en Horn!"

"Nümarlich
Wat se hie so leger
As Bader nich tu Hus,
Den späaalm wi katt un Mus.
*
Nord un Süd — de Welt is wiet.
Ost un West — tu Hus dat best.
*
Due, watt de wist:
De Kiede rüaden doch.

Was der Volksmund sagt

(Obergemini)

Wenn man gelegentlich dem Gepräde
von ortsansässigen Leuten hört, so flaniert
man über den Wortschatz des Alltags, den sie
testen. Da ist zunächst die *Wälder* und
die *Tierwelt*:

Den widerheren, hohen Knöterich be-
zeichnet man als *Mäthel*, während man den
windenden und kriechenden treffend als
Schwalbenster bezeichnet. Der Schafdel-
halm wird *Käbenster* oder *Dumow* ge-
nannt. An den Grenzen steht in großen Bi-
onen der gefleckte Rainfarm, der *Wurzelhase*
gehoben, weil er sich unter der Erde versteckt.
Du feierst *Witt*, wenn du mässt die
Schweinezunge, der rottzige Vogelknöterich,
gleich übermutter von der *Melle* oder
Müller (Mödel) umbaut von *jäwfelsel*,
Samp (*Senf*), der roten *Made* und
dem feurigen *Maan* (*Kornrade und Wohl*).
Sie haben schon verblüht, aber *Milz* und
sauere Gräser sind noch am Wiesengrunde

zurückgeblieben. Am Bege biegen sich *Väppeln* und *Weeden* unter dem Toben des
Herbststurmes, während die *Eltern* (*Eltern*)
gang dicht an den *alten Strom* frieken. —

Eben ist die *Käuhe* auf die Wiese ge-
trieben worden. Dribbeln die *Hiehn's* (*Füchse*)
von *willem Kroden* (*Krähen*) und *Scudden*
(*Elstern*) und *Grüns*. Die *Rapphens*
find in den *Runkeln* verblühten, au-
mal ein großer *Köter*, von *Brummen* und
Sommerfern gequält, heranfrösche.

Aud im källichen Leben und Umgang be-
dient sich der Volksmund solcher Formen. Da
wird der *Deech* auf *das Baßschödel* gelegt
und in den *Badosen* gesöhnen. Zuwo ist die
Käube *hemdlich* worden, und die Schweine
haben ihren *Drant* *eingeßelt* bekommen.
Die *Alte* hat aber nichts *fressen* gewollt,
wiel sie schon *Bucht' baute*, um zu sterben.
Eben kam der *Emil* von der *Mölle* mit *Wohl*,
Schrot und *Kleis*, denn „*Better Drant macht*
Schweine“ *Und*: „*Ein Doppellender bringt knastli Geld!*“ Dann braucht man
nicht den *Appel* zu hied'n!“

G. Lück.

Auf einem Bauernhof im Warthebruch



(Brandt, K.)

Ein jeder hat es wohl schon erlebt, daß
ihm bei Betreten eines Bauernhofs die
Gänse ausgeregt und schratternd entgegen-
sen genau, wer zum Hofe gehört und wer nicht
— die dummen Gänse. Nach der Sage sollen
sie sogar im Altertum Rom einmal vor der
Eröberung bewohnt haben, weil sie in der
Nacht einen Nebelfall der Feinde rechtzeitig
verherrlichten. Wie oft ist dann nur eigent-
lich die Gänsezug? Wir werden es aus
der geschichtlichen Geschichtsschule im alten
Röm, die die gesammelten Gänsefedern im alten
Krieg sehr geschätzt waren und einen wichtigen
Klususpunkt bei den Germanen darstellten. Die
Gänse sind ja auch voll und ganz als nützlich
zu nennen, denn sie liefern nicht nur Federn
und Eier, sondern auch einen guten Braten,
wie jedermann weiß. Vor tausend Jahren
nahm die Gänsezug in Deutschland einen ge-
waltigen Aufschwung, worauf die damaligen
Gesetze auch auf die Aufzucht der Gänse hin-
weisen.

"Liefe melnt du, Papa?"
"Naß, mien Dochter, de Harle! Doa
leicht' se jo var de Schiene!"
"Ich habe nicht verstanden, Papa!"
"Mäder' nu, hell! Di man nich so duffselig
an! De Harle, das soll di mi bringen! Doa
Di licht' kei!"

Dan met' liefe äch' gromkintet Muß
up, stellte et up "hoßfein" in un fung an
tu seeten; "Ich wu' Baba, die Hirche meinst
du, Hirche heißt das Instrument, Hirche muß
du dazu sagen."

"Ah wait, Hirche über Hirche, dell soll mi
eingai sin. Du breng'e se man schont räwär
und hebbe di man ne! Bi uns is ne Hirche
de Harle. Bader Thiede waro richtig' besta-

Der Teufel in der Massiner Heide

Von Werner Hinze

Der Herrgott und der Teufel standen auf dem Nienberg bei Schöneberg und sahen in weites unermüdliches Land.

Im Norden, wo endlose Felder sich auf bergigem Gelände in die endlose Ferne dehnen, war in dem Dunst des Sommerlages — fast erreichbar — Lippefeste zu sehen. Die unendliche Weite ließ die Fruchtbarkeit Pommerns ohnmächtig werden. Im Osten war die Landschaft noch lebhafter. Fruchtbarer Felder, unterbrochen von der Spiegelung vieler Seen, wogten mit kleinen Wellen. Hier lag sie „Perle“ der Neumark, Berlinchen. Im Westen und Nordwesten ebenfalls große Fruchtbarkeit. Da mässigte Bau der Mauer zurück. In Goldbin holt noch das Wasser aus den Quellen ab. Das war der Teufel nicht, nur die Teufelslange. Sie nahm mehr mein Fall. Nur im Süden war der Bild begrenzt. Im Südosten zeigten die Steinenmühlen etwas mehr Fruchtbarkeit, und im Südwesten boten die hochragenden Schornsteine der Fabrik anlaagende von Reinhardt und Kettnerbrüder ein Bild eifrigsten Erfolges. Am Süden war nur Kiefernwald, der auf magerem Boden gedeihlt, zu sehn. Mager war auch hier die Landschaft. Nicht solche malerische Dörfer und Gehöfte wie in der andern Gegend, sondern klein und aussehnlich dagegen waren die Dörfer. Die Hörner der Teufel einen Bauern verhöhnen und brachte ihn, indem er mit großer Heftigkeit in die Rute zog. Dies alles ist es, die ihr geben, so du verlässt mich und mich ansetzt!“ nur Lindenhof, Briesenhof und Langendorf nicht, das geht mir mit.

Doch der Teufel in dieser Gegend um Lindenhof, Briesenhof und Langendorf war, war der Gegend schon anzusehn. Der Teufel hatte dem Böden nach alle Nutzlosigkeit entzogen. Die Saat, was hier auf dem an manchen Stellen steilen Hügel wachsen wollte, blieb auf dem Boden, als ob es nie der Teufel geblieben wäre. Sie schafften verfluchtigte und unverdorrbare Kraut. Die Menschen hatten die Menschen nach niemals den Teufel, zumal so öster gewertet. Im Winter war hier eisige Kälte, so dass die Pflanzen alle erfrorenen, erst im Frühjahr erwachten sie oft schwam oder überhaupt nicht von der Erfrorenheit. Wieder im Frühjahr waren bis zum Sommer Nachfrüchte, die fast alles vernichteten, was den Winter überstanden hatte. Im Sommer war kein Regen, und viele Pflanzen verdursten. Oder oft vernichteten große Waldbrände weite Gebiete. Doch der Herbst war wieder ohne Regen, so dass die junge Saat nicht aufzog. Es war ein Teufelswerk. Noch nie-mals war der Teufel hier gesehen worden. Aber er war hier.

Schulzen Paul war Gottlicher auf Gut Semmewitzburg bei Schöneberg. Am Abend, wenn alles fertig war, ging er nach Sudwiesen zum hier mit Bekannten „Schafkopf“ (mit Bierstellen) zu spielen. Heute war es schon spät geworden, und er bemerkte die nächsten Wesen, um wieder nach Semmewitzburg zu kommen. Da Wald war es schon völlig dunkel. Als er an Briesenhof kam, ging der Mond auf. Das triste Licht des aufgehenden Mondes warf durch die Kiefern unheimliche Schatten auf den Weg. Ganz in der Nähe sahen Eulen, was sich in der Nacht so seltsam, unheimlich anhörte. Er lief schneller. Da sah er in der Ferne Licht. Er war neugierig, wo das Licht eigentlich war. Soviel sah er, das Licht mitten im Weg stand. Jetzt konnte er den Weg übersteigen, aber auf dem Berg vor dem Briesenhof stand von Mitternacht bis Morgen an einem kleinen Tisch ein älterer Mann und las in einem alten Buch. Das kam alles sehr seltsam vor. Ein dieses Licht war einen breiten Schein auf alles. Da sich selber fragte er: „Paula, du wirst doch nicht grünen!“ und ging weiter. Sehr war er bei ihm. Der Mann fragte ihn, ob er vielleicht Kartenspielen mit ihm spielen möchte. „Worum nicht?“ meinte Schulzen Paul. Da ging der Mann wenige Schritte in den Wald

und holte einen Stuhl. Er setzte sich. Aus einem unheimlich großen Tischkasten entnahm der härtige Mann Karten, die niemals abgegriffen waren. Umständlich räumte der Mann die Bilder fort. Schulzen Paul sah besah sie, doch konnte er sie nicht lesen, da die Schrift schon vergilbt war. „Was wünschen wir nur?“ fragte Paul. Der Mann sagte: „Wir sind beide alleine, denn spätestens wie Geschwindigkeit.“ Beim ersten Spiel verlor Paul, und beim zweiten und folgenden Spiel, trocken und schnell, die größte Hälfte. Ihm kam es natürlich vor, dass er immer verlieren würde, und musste darüber nachdenken. Der Mann lächerlich antwortete er unter dem großen Hut des Mannes Paula, einen großen Hut, wie ein Horn. Mit seinen Füßen beschüttete er die Käse-Spielkarten. Nur an einem Bein hatte er Stiefel. Das andere war untermittig gestreckt. Der Teufel wusste er, wer es war. Schnell warf er die Karten hin und sagte: „Ich muss uppabören, ich muß jetzt aufstehen.“ So schnell er konnte, ging er nach Hause. Von seinem Erleben erzählte er niemand. Doch am nächsten Tag, als er sich so eingemachten von dem Schreck erholt hatte, ging er nach der Stelle, wo er am Abend gespielt hatte. Er fand jedoch keinerlei Spuren oder Abrisse von Eien.

Der Teufel ist hier am Briesenhof so altertümlich, dass es nicht für jeden ist, dort abends zu reisen. Bei Briesenhof sind hier immer des Nachts Wölfe auf der Leste. Eine Frau stieß dabei und trug sie. Nachts um 12 Uhr läuteten Glöden im Bruch. Es geht die Sage, dass hier ein Dorf verunken ist.

Hier haben sich die sonderbarsten Begebenheiten zugetragen — einzigen Jahren, in Welfensitz, wollte schwere Ladis ein Landwirt aus Briesenhof kriegen. Wollte nicht hier holen, dass er am Tage gehandelt. Bis Wohl am Abend kam der Pferd ganz gut, doch als er sich am Bruch in den Waldweg einstellte, stand das Pferd still und war nicht von der Stelle zu bekommen. Mit großer Mühe gelang es, langsam umzumainen. Das Pferd ätzte und schnauzte, und war schwielbedeckt. Und als sie wieder auf den richtigen Fahrweg kamen, war es kaum zu halten.

Eines Wds. kam ein anderer Kutscher des Gutes Semmewitzburg mit dem Wagen von Ludwigshöhe. Als er in der Gründ am Bruch war, wurde das Pferd unruhig, sprang die Ohren, schnauzte und schwitzte, als ob es schmerz aog. Der Kutscher leugnete um den ganzen Wagen, doch war nichts zu entdecken. Durch quetschen zureden ging es Schritt für Schritt weiter. Er setzte sich auf den Wagen und ließ das Pferd laufen, wie es wollte. Erst als er hinter einen Kreuzweg kam, wurde das Pferd ruhig und lief im Galopp bis an den Hof. Auf dem Hof folgte einer alter Mann des Nachts gestorben sein.

Der Plug

Woht das älteste, Adergerät überhaupt ist der Plug. Entstanden kann er nur bei einem Aderländer treibenden. Wer sieht da der Plug keinen anderen gewöhnlichen Säge erforderlich. Welches Holz als Erfindung des Pluges anzusehn ist (wenn man überhaupt es so bezeichnen kann), ist unbekannt; jedenfalls sind es die nordischen Länder.

Zwei Arten von Plügen lassen sich klar unterscheiden, der Hakenplug, durch den der Boden aufgerissen wird und der Bendedplug, der den Boden umwendet; letzterer ist erst in neuerer Zeit (in der Neu-Zeit) entstanden. Die erste und älteste Form des Pluges ist der Hakenplug, die Wirkungsweise war ähnlich dem heutigen Häufelstiel: der Boden wurde aufgerissen und nach beiden Seiten geteilt. Die Bedeutung dieses Fortschrittes lässt sich jedoch überhaupt nicht ermessen. Der Mensch, der zuerst einen herabgefallenen Ast zur Hand nahm

und damit den Boden austrieb, war der erste Plüger. Da das Holz im Boden öter zerbrach, wurde statt dessen ein Stein zurechthauen, geschliffen und statt des Hakens am Ast befestigt.

Die jüngste Steinzeit (4000—5000 v. Chr.) ist als Erfindung des Pluges anzusehn. Der erste Plug in der Neumark kommt aus Orla, Kreis Goldbin und ist im Soldiner Heimatmuseum. Die Länge des Pluges, der aus Felsgestein besteht, beträgt fast 90 Centimeter, hat eine Breite von 7 Centimeter, so wie eine Höhe von 5 Centimeter. Die beiden unteren Seiten sind an einer Spitze abgebrägt, die oberen Seiten zur unteren sind auch abgebrägt, so dass die Form der heutigen Plätsbeloben entspricht. Er wird daher als Plug bezeichnet, da die Durchbohrung nicht flach, sondern hörig ist. Er ist am Ende des Plugs, von einigen Jahren gebraucht worden und ist auf die 2 Perioden der Jüngsten Steinzeit, der sogenannte Gangarbeiterzeit, die Entwicklung geht in der Bronzezeit weiter. Die aus dieser Zeit stammenden Erbschriften (1500 v. Chr.) in Schweden und Dänemark (Altersmanie Kultur, von Wolf, Schuh) geben ein flares Bild davon. Während zur Steinzeit der Plug noch der Frau gegeben wurde, wird jetzt das Kind (der Sohn) davon als Zugtier benutzt. Die Grundform des Pluges — wie heute noch gebraucht — ist schon deutlich zu erkennen. Der Plug besteht aus Holz, nur das Schar ist Metall. Diese Art bleibt lange Zeit bestehen, nur das in der Eisenzeit wird Bronze benutzt wird.

Erst im 12. Jahrhundert beginnt sich eine neue Form zu entwickeln, der Benderspitz; bei dem der Plug umgedreht wird. Holz ist immer noch der wichtigste Werkstoff. Die Weiterentwicklung erfolgt nur langsam. Erst der Reiszeit war es vorbehoben, den Plug so zu vervollkommen, dass er überall angewandt werden kann, beginnt durch die einfache Kolonialisierung. Ein typischer Plug der Kolonisation in der Karreepflug: Durch das Vorsetzen eines Räderpaars wurde dem Plug ein größerer Halt gegeben, und dadurch eine tieferen Durchgriff erzielt wurde. Ein Lüneburger Mäuseplug ist soeben, so ein Plugs, der etwa 1/2 Meter lang, Räder, Plättchen, Achsenkreuz, an einer m. 300 Holz, nur Schor und Adergerät bestehen aus Eisen. Er stammt aus Seidlis und ist um 1700 hergestellt worden. Solch ein Plug ist im Vergleich zu den heutigen Plüschen lobin, ein Ungetüm! Wie später, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wird der ganze Plug aus Eisen hergestellt, da durch die Verbesserung des Eisens (durch bessere Methoden in der Gewinnung), die Kosten nicht so hoch waren. Heute ist der Plug das wichtigste Adergerät. Spezialplüge für jeden Berufswandlung sind vorhanden. Erwähnt seien nur die wichtigsten für Korte und Moorfultur.

Weiter wurde die Bodenkultur nunbar gemacht. Damit und Motorpflüge leisten ein Wirtschaftliches des Pfließes. Die Großwirtschaft Mittelbetriebe sind ohne den Kraftstrom nicht leistungsfähig, da sich diese großen Flächen bei den gleichen Kosten nicht bewältigen lassen. So zeigt der Plug, welche lange Zeitspanne nötig ist, um einen Platz, der Steinzeit, der mit einem abgebrochenen Alt den Boden aufzurichten, bis zum vollkommenen Kraftpflug, um ein Adergerät geschäftsmäßig zu gestalten: Es ist deutscher Geist, deutsche Arbeit!

Inhalt:

- Das Gesetz. Von Gustav Kunz.
- Die Sammelungen der Platannen.
- Times.
- Herbtagssong. Gedicht.
- Unter täglichem Vor.
- Dr. Hartig. Von Kurt Hinze.
- Münchner.
- Was der Böllsmund sagt. (Obergrenzen)
- Auf einem Bauernhof im Wertheimbruch.
- Der Teufel in der Massiner Heide. Von Werner Hinze.
- Der Plug.